

Ein Kind ist machbar

BÜHNE In ihrem dokumentarischen Stück «Ein Kind für alle» lässt Anna Papst Mütter und Väter zu Wort kommen, die nicht herkömmlichen Familienstrukturen entsprechen. Ein Thema, an dem wir nicht vorbeikommen.

Was treibt Leihmütter an? Auch wer ungern Klischeevorstellungen anhängt, dürfte über die Motive von Leihmüttern deutliche Ansichten hegen. Zumindest solange er keine Leihmutter kennt. Die Leihmutter, der die 1984 geborene Zürcher Autorin Anna Papst das Wort erteilt, hat zuvor schon drei eigene Kinder geboren. Den Wunsch, einmal Leihmutter zu werden, hatte sie schon lange. Sie macht es, weil sie findet, es gebe nichts Schöneres, was ein Mensch für einen anderen tun könne, als ihm zu einem Kind zu verhelfen. Nicht weniger als viermal hat sie diesen Dienst geleistet. Das Geld scheint dabei keine Rolle zu spielen. Man kann es glauben oder nicht – zu sehen ist, dass es auch diese Möglichkeit gibt. Wieder einmal ist die menschliche Wirklichkeit grösser als die Welt, die man im Kopf mit sich herumträgt.

Die Personen, die Anna Papst für ihr dokumentarisches Stück «Ein Kind für alle» befragt hat, gibt es wirklich. Nichts sei erfunden, heisst es zu Beginn, die Personen seien nur anonymisiert. Das Stück wurde vor zwei Jahren im Zürcher Theater Winkelwiese uraufgeführt, jetzt ist es im Kellertheater zu sehen. Es stellt Formen der Zeugung und der Elternschaft vor, die nicht den herkömmlichen Mustern entsprechen.

Es betrifft uns alle

Der medizinische Fortschritt und die zunehmende Liberalisierung ethischer Wertvorstellungen machen es unumgänglich, dass wir uns mit den neuen Möglichkeiten auseinandersetzen. Realisiert werden sie so oder so – wenn nicht in der Schweiz, dann eben in Spanien und Polen, wo Leihmütterschaften erlaubt sind, oder in Dänemark, wo Samenbanken zur Verfügung stehen. Alle Rollen werden von Jonas Gy-

gax und Christoph Rath verkörpert, zwei jungen Schauspielern.

Ein überzeugender inszenatorischer Kunstgriff: Der Verfremdungseffekt hilft Vorurteile abzubauen. Rath und Gygax geben ihre Figuren mit Empathie und Distanz wieder, man kann sich in sie hineinversetzen, ohne sich mit ihnen zu identifizieren. Der Vorteil der Bühne gegenüber einer Reportage liegt in der lebendigen Verkörperung: Diese Figuren sprechen zu uns, wir müssen uns ihnen stellen.

Aber sollte denn nicht jedes Kind mit einem Vater aufwachsen? Sollte es nicht zumindest wissen dürfen, wer sein Erzeuger ist? Werden Kinder aus Selbstlosigkeit gezeugt oder aus purem Egoismus? Und wie geht das schwule Paar damit um, wenn seine Tochter in der Pubertät weiblichen Rat benötigt? Ein grosser Teil der kurzweiligen 90 Minuten wird dazu benutzt, die Fragen und Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, die sich aus den Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin ergeben.

Optimismus

Die Figuren sind heiter gestimmt, sie nehmen uns für sich ein; ihr Optimismus macht reinen Tisch mit den Nachdenklichkeiten der ewigen Schwarzmalerei. Das wirkt zunächst ansteckend, mit der Zeit aber wird man skeptisch. An negative Gefühle wie Neid oder Versagensängste scheint sich keine der interviewten Personen zu erinnern. Nur die Leihmutter gibt zu, es sei hart, das Kind wegzugeben, selbst wenn sie wisse, dass sie nicht die genetische Mutter sei.

Ein «normaler» heterosexueller Vater kommt auch zu Wort. Er wurde erst mit 56 erstmals Vater, nun ist er 76. Er und seine acht Jahre jüngere Frau, beide Akademiker, sind allerdings, wenn auch



Eines von total 55 Kindern: Der Speditionsfachmann zeigt das Foto seiner Tochter (Christoph Rath).

zvg

ergötzlich gespielte, leicht überzeichnete Karikaturen, genauso wie der Wissenschaftler vom «Kinderwunschzentrum Baden» (das es wirklich gibt). Solchen von sich selbst eingenommenen Machertypen möchte man ungern das Feld überlassen.

Das Stück bemüht sich, das Thema möglichst aus verschiedenen Blickwinkeln anzugehen. Der Wechsel der Perspektive wirkt erfrischend und befreiend. Da ist die Frau um die vierzig, die sich nach mehreren Beziehungen, die ihren Kinderwunsch nicht erfüllt haben, jetzt überlegt, den Samen eines anonymen Spenders zu benutzen: «Statt eines Penis dringt

dann eben ein Katheter in mich ein.» Tatsächlich, sie hat ja recht: Wer kann heute noch guten Gewissens einem anderen sagen, was er darf und was nicht? Liegt die Entscheidung nicht bei jedem Einzelnen? Über den Spender sei sie genauer und verlässlicher informiert als über jeden ihrer bisherigen Lebenspartner, sagt die Frau.

Mann mit 55 Nachkommen

Dass es trotzdem nicht so einfach ist, macht der Fall der Frau deutlich, die wie ihr Bruder anonym gezeugt wurde. Im Erwachsenenalter macht sie sich auf die Suche nach dem genetischen Vater und

ist dabei ihren überschüssigen Fantasien und Wunschvorstellungen ausgeliefert, die sich an keiner realen Vaterfigur mit ihren Stärken und Schwächen reiben können. Einmal meint sie in der Menge einen Mann gesehen zu haben, der aufs Haar ihrem Bruder glich. Wenn Abstammung zur Fiktion wird, tut sich ein unheimliches Feld auf. Der jüngste Literaturnobelpreisträger Kazuo Ishiguro hat das in seinem Roman «Never Let Me Go» eindrücklich geschildert.

Die originellste und denkwürdigste Figur des Stücks ist der Mann, der bereits 55 Nachkommen gezeugt hat. Er hat damit

ebenso vielen Frauen zum Kinderglück verholfen, für ein Taschengeld. Auch für ihn scheint es nur lösbar Probleme zu geben. Er steht angeblich mit allen Kindern in Kontakt, ohne allerdings Verantwortung zu übernehmen. Wie hoch ist eigentlich die Wahrscheinlichkeit, dass sich seine Kinder zufällig begegnen? Um vorzubeugen, möchte er für sie eine Datenbank einrichten. Klare Familienstrukturen hatten unter anderem den Zweck, den Inzest zu verhindern.

Helmut Dworschak

Letzte Vorstellung: Mittwoch, 20 Uhr, Kellertheater, Marktgasse 53.

Zwei verlorene Männer

LITERATUR Der Winterthurer Journalist Dominik Dusek beschreibt das Leiden zweier Männer und bettet es ins politische Weltgeschehen ein.

Grenzenlos ist das Leben des Musikers Peter Arbogast in mancher Hinsicht: Sein musikalischer Erfolg, seine politische Radikalität, seine Liebe und auch sein Leiden sind zum Wachsen verdammt. Der Icherzähler in «Er tritt über die Ufer», dem Roman von Dominik Dusek, macht sich zu Beginn des neuen Jahrtausends auf die Suche nach den Charakterzügen seines Protagonisten. Und stösst dabei selbst an seine Grenzen.

Abgeschottet in seiner Welt

Peter Arbogast wird in manchen Medien als «Popkünstler von internationalem Format» gefeiert, andere nennen ihn und seine Musik prahlerisch, «unerträglich präntiös». Der Versuch des Icherzählers, Peter Arbogast zu porträtieren, ist ein schwieriges Unterfangen. Denn das Bild des Protagonisten bleibt verschwommen, er wird nicht greifbar. Kein Wunder, lebt er doch abgeschottet in seiner eigenen Welt, die nicht einmal seine Nächsten verstehen. Der Charakter Arbogasts wird umkreist, aber dabei bleibt es. Die Hoffnung, mehr über den mysteriösen Mann zu erfahren,

geht bis zum Schluss nicht in Erfüllung. Des Öfteren taucht die gesellschaftspolitische Frage auf, «wie die Welt aussähe ohne nationale Einheiten». In dieser erwünschten grenzenlosen Welt versucht Arbogast einen bequemen Platz in der Gesellschaft zu finden. Maria Veit, seine grosse Liebe, hätte ihm dabei wohl helfen können. Aber dazu kam es nicht, obwohl die beiden ein «tol-

les, wunderbarschönes Paar» waren. Sie sah voraus, was dann kam: «Ich muss mich zähmen, sonst dreh ich durch. Und du musst ungezähmt sein, sonst drehst du durch.»

Vielstimmigkeit

Über Arbogasts Gemütszustand kann man sich bloss anhand von Meinungen Dritter ein Bild machen: «Das mit Maria hat ihm sehr,

sehr wehgetan», sagt seine Mutter. Die ihrerseits ein schwieriges Verhältnis zu ihrem Sohn hat. Der Icherzähler will eigentlich nur «wissen, wie dieser Mann denkt». Doch während der langen Recherche gerät auch sein Leben ins Schwanken. Je weiter die Handlung fortschreitet, desto mehr erfährt man über sein Leben und die Therapiestunden mit seiner «Nochfrau». Sie beschimpfen sich, bis auch die Therapeuten keinen versöhnlichen Ausweg mehr sehen. Deshalb vergräbt sich der Icherzähler in die «Akte Arbogast»: «Ich brauche diese Beschäftigung, sonst drehe ich durch.»

Vielstimmig berichtet der Icherzähler von Arbogasts Leben. Der Autor fürchtet sich nicht vor Zeitsprüngen und lässt den Icherzähler jegliche Quellen finden, die Auskunft über den Protagonisten geben: Interviews, Plattenrezensionen oder E-Mails. Nie aber spricht er mit Arbogast selbst, denn das hätte «nur beschränkt Sinn». Arbogast sei ein erstklassiger Verwirrer und liebe es, Auskünfte so zu erteilen, dass man danach weniger schlau sei als davor. Die letzten Seiten des Romans lassen aber anderes vermuten: Eher wäre der Icherzähler daran gescheitert, wäre er Arbogast direkt unter die Augen getreten. Die drohende Konfrontation wird nur angedeutet.

Für die chaotische Textstruktur des Romans entschuldigt sich der Icherzähler gleich zu Beginn: Er sei sich sicher, dieser «Flickenteppich» sei «die würdige, die angemessene Art, von Peter Arbogast zu erzählen». Die Konzentration des Lesers ist gefordert. Auf sprachlicher Ebene hält der Icherzähler den Ball flach: «Ich habe keine Lust, Aufregerpotenzial zu behaupten.» Er nehme die Sprache und schildere. Und das tut er auch. Der Leser kann sich nicht beklagen, er sei nicht vorgewarnt worden.

Überforderter Leser

Dominik Dusek zeigt aus ungewöhnlicher Perspektive das Leben zweier Männer in der heutigen Zeit. Er will über Unangenehmes sprechen und aufzeigen, dass auch der moderne Mann Schwierigkeiten hat, seinen Platz in der Gesellschaft zu finden. Das gelänge ihm besser, würde er den «Flickenteppich» nicht allzu wörtlich nehmen. Denn dieser Text überfordert den Leser; unter den vielen Zeitsprüngen leidet der Zusammenhang. Die vielen Ideen drohen zwischen den Maschen des grossen Teppichs zu verschwinden. Lena Zumsteg

Dominik Dusek: Er tritt über die Ufer. Roman. Lector Books, Zürich 2017. 272 Seiten, 27,90 Fr.



Dominik Duseks Erzähler entschuldigt sich für das Chaos.

zvg

Gospelchor On the Way

KONZERTE Der Gospelchor On the Way lädt am zweiten und dritten Dezemberwochenende ein zu zwei adventlichen Konzerten. On the Way ist ein Chor der katholischen Herz-Jesu-Kirche am Unteren Deutweg in Winterthur. Geleitet wird er von Silvia Georgieva. Mit dem von ihr komponierten Gospelsong «On the Way» hat sie dem Chor seinen heutigen Namen gegeben.

On the Way zählt zurzeit etwas über 20 aktive Sängerinnen und Sänger unterschiedlicher Altersstufen. Er tritt vor allem in Gottesdiensten in verschiedenen Kirchen, aber auch an weiteren Anlässen auf.

Auf dem Programm der beiden Adventskonzerte stehen traditionelle Spirituals, moderne Gospels sowie besinnlich-weihnachtliche Songs, unter anderem Stücke wie «Your Love», «You Raise Me Up», «Jesus on the Mainline» oder das bekannte englische Weihnachtslied «O Holy Night». Begleitet wird der Chor vom Pianisten Ivan Minekov und von einigen Gesangssolistinnen.

red

Gospelchor On the Way:

Sonntag, 10. 12., 18.15 Uhr, Kirche St. Ulrich, Rosenberg. Samstag, 16. 12., 18.15 Uhr, Kirche St. Urban, Seen. Eintritt frei, Kollekte.